

Doktorarbeiten



Michael Wildt

Löhne in Westfalen ist ein Eisenbahn-Knoten: Die Fernstrecke Amsterdam–Berlin vereinigt sich mit der altherwürdigen Köln–Mindener Eisenbahn. Oft warten dort Regionalzüge, um verspätete ICE vorzulassen. Dann öffnet sich ein schöner Blick auf das Stellwerk. „LÖHNE (WESTFALEN)“ verkünden große Metalllettern am Klinkerbau. Vor zwei Jahren kippte das „L“ in WESTFALEN nach vorne – die obere Schraube hatte sich gelöst. Jetzt hat es sich gedreht und hängt kopfüber herunter.

Nicht nur bei der Bahn hängt das eine oder andere auf dem Kopf. An dem Tag, als ich den schiefen Buchstaben zum ersten Mal entdeckte,

Jede Leistung – auch eine Doktorarbeit – ist ein spezifischer Ausdruck der Person ihres Erbringers

verbreitet sich die Gewissheit, dass der damalige Minister der Verteidigung große Teile seiner Doktorarbeit geschrieben hat. Schräg gegenüber im Doppelstockzug sitzen zwei Militärs und unterhalten sich darüber. Die Uniformierten sind empört über die „Ehrlosigkeit“ ihres obersten Dienstherrn. Die Gefahren des Afghanistan-Einsatzes scheinen den beiden geradezu harmlos zu sein im Vergleich mit der dadurch ausgelösten Demoralisierung der Truppe.

Ich kann schlecht weghören. Meine Gedanken verhaken sich in dieser sonderbaren Form von individueller Leistung, die landläufig als Doktorarbeit bezeichnet wird. Was ist das eigentlich für eine Kompetenz, die man zeigt, wenn man eine solche Arbeit schreibt? Oder die man vorspielt, wenn man Plagiate anfertigt?

Mein Vater kommt mir in den Sinn. Er kannte den Bahnhof Löhne

aus Studienzeiten. „Löhne – Umsteigen!“ gehörte zu seinen Standardassoziationen. Er hatte eine weitere merkwürdige Gewohnheit: Einmal im Jahr ging er in eine Buchhandlung und schenkte sich selbst „zur Erinnerung an sein Doktor-examen“ ein Buch. „Darum kümmerst sich ja sonst kein Mensch, aber ich bin stolz, dass ich es geschafft habe!“

Als Kind war ich befremdet von dieser Äußerung, weil er sich weigerte, dazu irgendwelche weiteren Erklärungen abzugeben. Später, als Erwachsener, habe ich seine Doktorarbeit in die Hände bekommen und gelesen. Mein Vater, geboren 1908, behandelt als juristische Promotion die Konsequenzen der Freud'schen Psychoanalyse für die Weiterentwicklung des Jugendstrafrechts, kurz vor Ende der Weimarer Republik. Die Fragestellung ist noch heute interessant. Die Nähe meines Engagements als Schulentwicklungsberater zu den Denkfiguren meines Vaters berührt mich.

Dummerweise kam meinem Vater die Republik abhanden, für die er geschrieben hatte: Beim Abschluss seiner Doktorarbeit ergriffen die Nazis die Macht. Als er sie abgab, waren Freud und seine Psychoanalyse mega-out und republikanische Reformen des Jugendstrafrechts nicht angesagt. Seine Arbeit wurde mit „befriedigend“ beurteilt, er hatte gerade mal bestanden. Vermutlich tat sich mein Vater, der als junger Mann eine juristische Karriere im Staatsdienst anstrebte, mit dieser Promotion keinen Gefallen. Geschickter wäre wohl gewesen, das Thema in der Versenkung verschwinden zu lassen und einen unverfänglicheren Gegenstand zu wählen.

Ein ICE braust vorbei. Mein Zug setzt sich in Bewegung. Das hängende „L“ gerät aus dem Blick. Die Empörung der beiden Soldaten bleibt heftig. Was mag den Minister geritten haben? Ich habe ja auch promoviert und kenne die verlangte Leistung: Unter widrigen Um-

ständen einen Sachverhalt so zusammenzufassen, dass er zwischen zwei Buchdeckel passt und „abgebbar“ ist. Der Inhalt ist dabei weniger wichtig. Das Individuelle, die persönliche Leistung ist die Form, mit der der Mensch die Herausforderung stemmt. Das Durchhalten und die Bewältigungsstrategien zeigen die Identität, den Selbstaussdruck des Verfassers oder der Verfasserin.

Das gilt nicht nur für Dissertationen. Es gilt für jede von einem Individuum erbrachte Leistung. Jedes mit innerer Überzeugung und eigenem Engagement verfasste Werk ist quasi eine Doktorarbeit – so wie Portfolioarbeit in der Schule, die nicht nur die Leistung an sich, sondern die Bedingungen ihrer Erbringung zeigt. Die Form der Auseinandersetzung mit den Gegenständen, die einem selbst im Umfeld wichtig erscheinen, formt die Kompetenz. Die Gelegenheit, das eigene So-Sein in der Arbeit auszudrücken, ist die Lernchance.

Leistungen spiegeln Rahmenbedingungen ihres Entstehens

Die Empörung über „Normabweichung“ finde ich scheinheilig. Ist das hängende „L“ schlecht? Es regt doch zum Nachdenken an! War es schlecht, dass mein Vater seine Arbeit zur Nazizeit einreichte? Hat Herr von Guttenberg die Rolle einer Promotion in der Politiker-Karriere schlecht eingeschätzt? Ich meine, nein. Das Handeln der Menschen – auch wenn es unpassend erscheinen mag – reflektiert die Rahmenbedingungen, in denen wir leben.

Doch ich freue mich auf den Tag, an dem jemand das „L“ wieder passend anbringt